

# Leben unter Null

Autor(en): **Bura, Ginette**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Das Schweizerische Rote Kreuz**

Band (Jahr): **76 (1967)**

Heft 1-2

PDF erstellt am: **12.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-975085>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

# Leben unter Null

Ginette Bura

Einst hiess die tote Stadt Nadjran, nördlichste yemenitische Grosstadt. Christen bewohnten sie seit dem fünften Jahrhundert nach Christus. Yusuf Dhu-Nuwas, ein jüdischer Usurpator der Herrschaft Südarabiens, verfolgte mit wütendem Eifer die christlichen Gemeinden seines Landes. 524 nach Christus verbrannte er bei lebendigem Leibe an die 200 in Nadjran ansässige Christen und liess ihre Leichen in einen Graben werfen, in einen ‚Ukhud‘, was ‚Graben‘ bedeutet. Bald darauf durchquerte der christliche König Abessinians das Rote Meer und eilte seinen Glaubensbrüdern zu Hilfe. Im darauffolgenden Jahr endlich war Dhu-Nuwas besiegt. Die Legende berichtet, er habe sein Pferd in die Fluten getrieben und sei dabei ertrunken.

Aethiopien ernannte nun zur Sicherheit einen christlichen Statthalter im Yemen, der seinem König die Treue hielt. Doch schon dessen Nachfolger erhob sich zum König Süd- und Zentralarabiens. Längs der Gewürzstrasse verkünden Inschriften heute noch von den Kriegstaten Abrahams, Begründer einer neuen Dynastie im Süden Arabiens. Sämtliche Namen seiner Feldherren findest Du in die Felsen gemeisselt, ihre Siege preisend. Abrahams der Selbstherrliche konnte kein Freund der eingeborenen Feudalherren sein. Ihr Hass gegen ihn wuchs. Bis sie verzweifelt die Hilfe der Perser erbaten. 575 nach Christus eroberten diese dann auch wirklich den Yemen und besiegten Abrahams. Im Gegensatz zu den übrigen Einflussgebieten hatte Yemen keinen Tribut an Persien zu entrichten. Dafür sandte es dem König der Könige 1000 Talente Weihrauch zum Geschenk.»

Leiser und nachdenklich scheint der Alabaster seine Gedanken zu formen: «So endet die tausendjährige Geschichte des antiken Glücklichen Arabien, der Arabia felix, wie es die Griechen und Römer nannten. Seine relativ friedlichen Jahrhunderte blühender Macht büsst der Yemen seither mit Kriegen, internen Fehden, Unruhen. Und heute? Dasselbe. Vom ehemaligen Reichtum bleibt nichts mehr zurück als im Sand begrabene antike Stätten.

Fünf Jahre nach der persischen Eroberung wurde in Mekka der Prophet Mohammed geboren. Damit beginnt die zweite Geschichtsperiode Südarabiens. Dass ich Dir darüber nichts zu berichten weiss, begreifst Du bestimmt.» Gemeinsam mit mir reiste mein Freund, der Alabasterkopf, in meine Schweizer Heimat zurück: greifbare Geschichte des Alten Arabiens, Zeuge des sagenumwobenen Reiches der Königin von Saba.

*Zwei Mitarbeiter des Schweizerischen Roten Kreuzes begaben sich nach der Ueberschwemmungskatastrophe vom 4./5. November 1966 in Italien unter zwei Malen in die betroffenen Gebiete, um bei der Verteilung der Hilfsgüter zuzugehen zu sein und mit dem Italienischen Roten Kreuz abzuklären, welcher Art die weitere Hilfe sein sollte. Der nachfolgende Bericht gibt einen Eindruck von den Verwüstungen, die sich den beiden Delegierten anlässlich ihrer Informationsreisen zeigten.*

Innert dreier Tage — es war dies Ende November — haben wir fast tausend Kilometer hinter uns gebracht, im Personenwagen, im Lastwagen, im Jeep, in Kälte, Regen und Schnee. Auf dieser tausend Kilometer langen Strecke fuhren wir durch Dörfer, deren Namen den ganzen Wohlklang der italienischen Sprache zum Klingen bringen, Dörfer, in denen heute Trauer herrscht. Sie liegen zerstreut in den vierzehn Provinzen, welche zusammen die «Drei Venezien» bilden, den nordöstlichsten Landesteil, der vom Meer über die Poebene bis in die Berge reicht.

Am 4. und 5. November 1966 — diese Tage haben schicksalhafte Bedeutung erhalten — entfesselten sich die Elemente alle aufs Mal: das Meer, der Berg, die Flüsse Arno, Adige, Po, Piave, Ombrone, Tagliamento. An diesen Tagen wurde ein Drittel Italiens in Verzweiflung gestürzt, und der Winter erscheint grau und kalt.

Die Fenster der überschwemmten Häuser sind tote Augen, die, wenn sie es aufnehmen könnten, auf der Erde ein trostloses Drunter-und-Drüber sähen und einen Horizont, der sich im Nichts zu verlieren scheint. Man zeigt uns an den Hausmauern die Spuren, die Wasser, Schlamm und Heizöl hinterlassen haben: hier in vier Meter Höhe, dort in sechs Meter, sieben Meter Höhe . . . Heute ist das schlammige Gemisch aus den Häusern mit den erloschenen Augen abgeflossen, aber es hat die Gebäude für immer gezeichnet. Ob es während zweier Tage oder mehr als einer Woche darin stand, die Schäden sind praktisch dieselben: Alle Einrichtungsgegenstände, Mobiliar, Waren, Maschinen, Apparate, die sich in den ebenerdigen Räumen und im ersten Stock, ja sogar im zweiten Stock von Wohnhäusern, Fabriken und Geschäften befanden, wurden zerstört oder schwer beschädigt.

Auf unsern Fahrten und Rundgängen prägten sich uns einige Bilder besonders ein.

Ein Haufen von Holzstücken unter einem Baum — das ist alles, was vom Mobiliar einer Zweizimmerwohnung

übrigblieb. Im Hause drinnen, mitten im Raum, der einst die «gute Stube» gewesen, steht noch — welche Ironie! — ein Stuhl.

Das sahen wir in Ponte del Piave bei Treviso.

Verdorbene Felder, entwurzelte Obstbäume, vernichtete Weinberge — das sahen wir in Motta di Livenza, in der gleichen Provinz.

In einem Dorfe nicht weit davon entfernt standen die Ställe leer, der Hühnerhof lag verlassen und still, in den Speichern verfaulten Futtermittel und Erntevorräte. Der Verlust an Gross- und Kleinvieh wird auf 50 000 Tiere geschätzt.

Feuchte Häuser voller Schlamm, der die Schuhe ansaugt, Matratzen und Bettzeug, die man «zum Trocknen» ausgelegt hat — das war in Sindacale bei Venedig, jenem Gebiet, in dem das Meerwasser Tausende und Abertausende von Hektaren Ackerland bedeckte — allein in Venezien seien es 60 000 Hektaren gewesen — und den Boden durch das Salz für drei, vier, fünf Jahre unfruchtbar gemacht hat.

In Concordia, in derselben Gegend, sahen wir in der erbärmlich zugerichteten Behausung eines Handlangers Zwillinge von sechzehn Monaten, die man auf einer feuchten, mit einem Stück Segeltuch überzogenen Matratze schlafen gelegt hatte. Der Vater ist arbeitslos. Etwa 60 000 Männer sind durch die Katastrophe ihres Verdienstes verlustig gegangen. Für wie lange?

Und hier: eingestürzte, beschädigte, aufgerissene Häuser, die mit Erde und Steinen angefüllt sind. Sie stehen in Cencenighe, einem Dorf der Provinz Belluno, deren 69 Gemeinden alle mehr oder weniger stark betroffen wurden. Hier ist es noch schlimmer als in der Ebene, denn zu den eigentlichen Ueberschwemmungen kamen noch die Zerstörungen durch Wildbäche und Erdbeben. Nicht nur die Flüsse traten über die Ufer, von den Bergen herab ergossen sich wahre Lawinen. Man erklärte uns, wie das kam:

Der Oktober war regnerisch gewesen, wie man es seit Menschengedenken nicht erlebt hatte. In der Höhe fiel Schnee, ein ungewöhnliches Ereignis für die Jahreszeit. Siebzig Zentimeter betrug die Decke, die normalerweise im Frühling allmählich abgeschmolzen wäre. Und dann kam der Scirocco, auch er zu dieser Zeit ungewöhnlich. Er wühlte die Adria auf, und die hochgehenden Flüsse konnten nicht im gewohnten Masse ablaufen. Der Scirocco liess in den Bergen den frischgefallenen Schnee in einem Tage schmelzen. Die Schmelzwasser wurden vom durchnässten Boden nicht aufgenommen, und das führte zur Tragödie: Der Berg schüttete Erde, Steine und Bäume

auf die hochgelegenen Dörfer, diese von jeher kargen Weiler, wo die einzige Verdienstmöglichkeit in auswärtiger Saisonarbeit besteht.

Überall wurden uns Zahlen genannt, Zahlen, die das Ausmass der Schäden widerspiegeln: in Hektaren die Ausdehnung der unter Wasser gesetzten Bodenfläche — für das ganze Land sind es 100 000 Quadratkilometer —, in Kilometern die Länge der zerstörten Strassenstücke und Eisenbahnstrecken, in Milliarden Lire die zur Behebung der Schäden benötigten Mittel, in Millionen Lire die Verluste der einzelnen Bauern, Händler, Handwerker, von denen viele vollständig ruiniert wurden und eine doppelte Aufgabe in Angriff zu nehmen haben, den Wiederaufbau ihres Betriebes und den ihres Heimes. Es wird viele Jahre brauchen . . .

Weitere Zahlen: 792 durch das Hochwasser geschädigte Gemeinden, davon 492 im Norden, im ganzen fast 2000 Dörfer und Flecken. Gegen hundert Tote, 70 000 Obdachlose, deren Heimstätten nicht mehr ausgebessert werden können, ebensoviele weitere Evakuierte, die vorübergehend bei Freunden, Verwandten und in Notunterkünften Zuflucht gefunden haben und voraussichtlich ihre Wohnungen wieder werden beziehen können, die aber allen Hausrat, Kleider und Arbeitsmaterial verloren haben.

Das ist die Bilanz der grössten Katastrophe, die Italien bisher gekannt hat.

Und in allen steckt die Angst, die Angst, dass alles von vorne beginnen könnte . . .

Aber die Unzähligen, die durch die Ereignisse vom 4. und 5. November in der einen oder andern Weise zu Schaden kamen (man spricht von einer Million Menschen in den Drei Venezien), haben mit Mut und einer Haltung, die bewundernswert ist, ihr Leben wieder aufgenommen. Sie beklagen ihr Los kaum.

«Ich habe beide Kriege mitgemacht», sagte uns ein alter Bauer, «und ich habe keine Träne vergossen, aber diesmal, ja diesmal habe ich geweint . . . Es ist schlimmer als im Krieg, viel schlimmer . . .»

Diesen Ausspruch haben wir oft zu hören bekommen. Schon in Florenz, das wir eine Woche nach dem Unglück besuchten. Die Toscana war nicht mehr das blühende Land Botticellis, der Arno jedoch floss ruhig, sauber und blau . . . Unglaublich! Und doch war er es gewesen, der wenige Tage zuvor sein Bett verlassen und wildgeworden, Florenz auf einer Länge von drei Kilometern einen Kilometer breit überflutet hatte. Ein sieben Meter tiefer Strom brauste dahin, an der Peripherie des Ueberschwemmungsgebietes stand das Wasser noch

# Die Schweiz hilft Italien

*Ein weisser Stiefel eilte landauf, landab . . .*

zwei Zentimeter hoch auf den Strassen. Er führte Erde, Baumstämme und Steine mit, die er auf seinem Wege mitgerissen hatte.

«Das hat man noch nie gesehen. Seit dem 12. Jahrhundert hat sich nichts dergleichen mehr ereignet, und damals hatte der Arno die Stadt nur über eine Strecke von 200 Metern überschwemmt.»

Florenz im Morast, Florenz eine gelähmte Stadt, überstellt von Bulldozern, wimmelnd von Soldaten und Freiwilligen, die die Säuberung begonnen haben. Mit der Schaufel, ohne Wasser, wird der Schlamm aus den Strassen und Kellern geschafft; Tonnen von Abfällen werden weggeführt — es ist ein unaufhörliches Kommen und Gehen. Wer dieses Schauspiel gesehen hat, wird es nie mehr vergessen.

«Der Arno hat sich nicht damit begnügt, langsam überzufließen, das Wasser ist nicht einfach gestiegen; nein, er warf sich mit unvorstellbarer Wucht auf die Stadt und spülte alles weg, was ihm in den Weg kam.»

Das erklärt das Aussehen dieser Wohnungen: verwüstet wie nach einem Wirbelsturm, die Möbel zertrümmert am Boden, schmutzige Papierfetzen als Reste einer Bibliothek . . .

Es ist einleuchtend, dass die Verhältnisse verschieden liegen und die Verluste ungleicher Art sind, ob man von Städten wie Florenz und Venedig spricht, von Ortschaften in landwirtschaftlich genutzten Gegenden oder von Bergdörfchen.

Aber überall stellt sich als erste Aufgabe, das Leben in die Heimstätten zurückzubringen. Sechszwanzig Rotkreuzgesellschaften und zahlreiche andere ausländische Organisationen haben den Opfern Soforthilfe zukommen lassen, sei es direkt oder durch das Italienische Rote Kreuz, das in Zusammenarbeit mit den Gemeindebehörden sogleich mit der Verteilung von Lebensmitteln, Kleidern, Decken und Medikamenten begann.

Damit zeichnete sich bereits die zweite Phase der Hilfe ab: den Obdachlosen wieder ein Heim zu geben. Der Neubau von Häusern und die Instandstellung beschädigter Gebäude wird Sache des Staates sein, aber mehr als 100 000 Menschen müssen die Einrichtungen ersetzt werden, denn ohne einige Möbel und eine Kochstelle kann kein Haushalt, und sei er noch so bescheiden, geführt werden. Deshalb wird sich das Schweizerische Rote Kreuz gemäss dem Wunsche des Italienischen Roten Kreuzes besonders mit der Wiedereinrichtung von Wohnungen befassen. Wie diese Hilfe im einzelnen gestaltet sein soll, ist noch näher abzuklären.

Ein Märchenbild schien lebendig geworden zu sein in jenen Dezembertagen, während derer die Schweiz im Zeichen der Sammlung für Italien stand. Das Schweizerische Rote Kreuz hatte zur Hilfe an das von tragischem Geschick betroffene Nachbarland aufgerufen, Radio, Fernsehen und Presse unterstützten sein Anliegen, und so wurde die Sammlung ein voller Erfolg: Genau Fr. 4 672 257.13 gingen bis zum 31. Dezember 1966 beim Schweizerischen Roten Kreuz für die Unwettergeschädigten in Italien ein. Das hatte der «weisse Stiefel» bewirkt . . .

Vom 1. bis 8. Dezember 1966 rollte der «Weihnachts-Express», eine von der Schweizerischen Bundesbahn unentgeltlich zur Verfügung gestellte Zugskomposition, durch die deutsche Schweiz. Dreizehn Kantone berührte er auf seinen Fahrten, an rund dreissig Stationen machte er Halt. Jeden Tag nahm er eine andere Strecke «unter die Räder», und jedesmal fuhr ein Team von «Werbetrommlern» und von Sammlerinnen mit. Die einen sorgten für den Andrang auf den Haltestellen und versteigerten geschenkte Gegenstände, die andern boten den weissen Stiefel herum, der sich — wie im Märchen — eins, zwei, drei füllte. Bis zum nächsten Aufenthalt hatten sie dann alle Hände voll zu tun, die klingenden Münzen und raschelnden Noten zu zählen.

An jeder Station war wieder etwas Besonderes los. Einmal stellte der Zirkus Knie die Attraktion in der Person der Elefant in Sandry, die manierlich einen gewichtigen Umschlag überreichte, ein andermal waren es eine Beat-Band, Maskierte, Musikkorps; in Bern wurde eine alte Druckerpresse auf dem Perron aufgestellt, auf der Schüler der Gewerbeschule alte Stiche der Stadt Bern unter den Augen der Käufer herstellten und damit einen Erlös von über Fr. 5000.— erzielt haben sollen. In der Bundesstadt tat sich überhaupt sehr viel: An Ständen auf dem Bärenplatz konnte man Schallplatten und Bücher kaufen, in einer Schiessbude dagegen auf alte Schallplatten schießen. Prominente Sportler betreuten einen Ovomaltine-Ausschank und verkauften Käseküchlein. Eine Gotthelfsche Gruppe durchzog im Pferdefuhrwerk die Hauptgassen, und gegen Abend bot sich den Bernern das ungewohnte Schauspiel des Aufzugs einer Gruppe von «Chläusen» und «Trinklern» aus Kägiswil. Verschiedene Kapellen, darunter ein von Italienern gebildetes Mandolinenorchester, versetzten die Zuhörer in Geberstimmung. Nicht genug damit, fuhren dekorierte Autobusse in die Aussenquartiere, um auch den dortigen Bewohnern Gelegenheit zum Spenden zu ge-